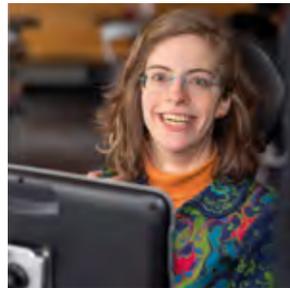


Kathrin studiert mit den Augen

Bericht einer erfolgreichen integrativen schulischen Laufbahn



Kathrin Lemler mit Tobii, dem augengesteuerten Sprachcomputer, Bild: K. Lemler

Die Rheinland-Pfälzerin Kathrin Lemler studiert seit dem Wintersemester 2008 Erziehungswissenschaften an der Universität zu Köln. Nach Beendigung ihrer Bachelorarbeit zum Thema Unterstützte Kommunikation wird die gebürtige Lahnsteinerin mit dem Master in Rehabilitationswissenschaft starten. Unterstützte Kommunikation (UK) ist eine Herzensangelegenheit für Kathrin Lemler. Denn aufgrund einer infantilen Cerebralparese im Säuglingsalter kann sie nicht selbständig sprechen und laufen und ist auf 24-Stunden-Assistenz angewiesen. Sie kommuniziert in der Regel durch einen Sprachcomputer, den sie über ihre Augen steuert, oder über eine Buchstabentafel. Dennoch führt die angehende Akademikerin heute ein sehr selbständiges Leben. Sie ist als Referentin und Beraterin tätig sowie seit Jahren als Autorin. Einige ihrer Bücher, die sich mit ihren eigenen Erfahrungen mit UK befassen und sich teilweise auch an Kinder richten, wurden

zudem ins Englische und Spanische übersetzt. Im Interview berichtet Kathrin Lemler über ihren schulischen und akademischen Werdegang und reflektiert die Faktoren, die sie auf ihrem Weg gefördert oder gebremst haben.

P•L: Ihr Bildungsweg führte Sie aller körperlicher Beeinträchtigung zum Trotz zielsicher von der Förderschule über die Realschule und das Gymnasium erfolgreich an die Universität. Bevor wir uns diesen Weg im Detail anschauen, würden wir gerne mehr über Sie und Unterstützte Kommunikation erfahren: Wie funktioniert diese in Ihrem Falle?

Mein Bildungsweg ist sehr eng mit der Entwicklung meiner Kommunikationsmöglichkeiten durch die Methoden der Unterstützten Kommunikation (UK) verknüpft. Nur durch die ständige Weiterentwicklung meiner alternativen Kommunikationsformen konnte ich am regulären Bildungssystem partizipieren und zu einem aktiven Mitglied unserer Gesellschaft heranwachsen. Ich habe in der Vergangenheit verschiedene körperliche, nicht-technische, aber auch elektronische Kommunikationshilfen verwendet, die mir eine zunehmend selbständige Interaktion mit meiner Umwelt ermöglichten.

Aktuell kommuniziere ich über einen augengesteuerten Sprachcomputer (Tobii). Tobii ist ein auf Windows basierender, tragbarer PC, der an meinem Rollstuhl befestigt wird. In dem kleinen Kasten unterhalb meines Bildschirms ist eine Infrarotkamera eingebaut. Diese verfolgt meine Pupillen und berechnet aus dem Abstand zwischen Bildschirm und Pupillen, wohin ich gerade schaue. Ich muss lediglich eine gewisse Zeit einen Buchstaben auf meiner Bildschirmtastatur fixieren und das Feld wird ausgelöst. Über eine synthetische Sprachausgabe kann ich meine Mitteilung dann für jeden hörbar sprechen lassen. Die Augensteuerung ermöglicht mir gleichzeitig die Kontrolle über Windows, d. h. viele relevante Kommunikationsmedien (Internet, E-Mail, soziale Netzwerke, etc.) stehen mir nun offen.

Ich nutze meinen Sprachcomputer überwiegend zur Kommunikation mit fremden Personen. Aber auch mit dieser modernen Kommunikationshilfe kommt es durchaus vor, dass ich unterschätzt

werde. Aus meinen unwillkürlichen Bewegungen und meiner fehlenden Lautsprache schließen fremde Menschen sehr häufig auf meine geistigen Fähigkeiten und unterstellen mir, sie nicht zu verstehen. In solchen Situationen kann ich die Menschen doch recht schnell aufklären und ihnen ihre Unsicherheit nehmen.

Zusätzlich zu meinem Sprachcomputer verwende ich noch eine nicht-technische Kommunikationshilfe zur Verständigung mit meiner Familie, meinen Assistenten und Freunden. Diese Buchstabentafel (siehe Infokasten) kennen meine Gesprächspartner auswendig und können an meinen Kopfbewegungen ablesen, welchen Buchstaben ich meine. Häufig reichen nur ein paar Buchstaben aus, um das Wort zu vervollständigen.

Buchstabentafel

Die Buchstabentafel funktioniert über ein Blicksystem. Um einen Buchstaben auszuwählen, sind zwei Kopfbewegungen notwendig. Sechs Richtungen stehen zur Verfügung: oben links, oben Mitte, oben rechts, unten links, unten Mitte und unten rechts. Mit der ersten Kopfbewegung wird der Block mit dem gewünschten Buchstaben ausgewählt. Mit dem zweiten Blick der Buchstabe innerhalb des Blocks.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass die kontinuierliche Weiterentwicklung meiner Kommunikationsformen mir zu immer differenzierteren Ausdrucksmöglichkeiten verhalf, wodurch ich zunehmend mehr Selbstbestimmung erlangte. Meine kommunikativen Fähigkeiten waren gleichzeitig ausschlaggebend dafür, dass ich bis heute erfolgreich am regulären Bildungssystem teilhaben kann.

P•L: Sie waren als kleines Kind zeitweise in einem regulären Kindergarten: Welche Erfahrungen haben Sie in dieser Zeit gemacht?

Der Kindergarten in meinem Heimatort erklärte sich bereit, mich an zwei Nachmittagen pro Woche aufzunehmen, allerdings lediglich in Begleitung meiner Mutter. Auch wenn die Zeit sehr begrenzt war, ermöglichte mir der Besuch des Kindergartens erste Kontakte mit Gleichaltrigen und kann daher als erster Integrationsversuch angesehen werden. Jedoch fehlte den Erzieherinnen und Erziehern eine förderpädagogische Ausbildung, die sie befähigt hätte, mich an den Gruppenaktivitäten partizipieren zu lassen. So war ich zum damaligen Zeitpunkt eher nur dabei, statt mittendrin!

P•L: Eingeschult wurden Sie zunächst in eine Förderschule. Wie kam es anschließend zur Entscheidung, auf die Regelschule zu wechseln und wie erlebten Sie den Wechsel an die Realschule?

Zunächst konnten sich meine Eltern nicht vorstellen, dass eine integrative Beschulung für mich die richtige Wahl wäre. Sie befürchteten, auf einer regulären Grundschule würde ich keinerlei individuelle Förderung erhalten. Aus diesem Grund meldeten mich meine Eltern 1992 in der Förderschule für körperliche und motorische Entwicklung in Neuwied an, in der ich meine Grundschulzeit verbrachte. Es stellte sich jedoch heraus, dass ich an dieser Förderschule geistig unterfordert war. Nun begann die Suche nach Alternativen. Viele Schulen schieden im Vorhinein aufgrund ihrer baulichen Rahmenbedingungen aus.

Nach einem Probeschulbesuch entschied ich mich dann für die Konrad-Adenauer-Schule in Vallendar. Dort war ich im Jahr 1998 die erste Schülerin mit Behinderung und wurde von einem Integrationshelfer begleitet, heute ist die Schule eine integrative Realschule plus. Die Lehrkräfte waren

mir gegenüber sehr offen und entwickelten eigene Ideen, mich am Unterricht teilnehmen zu lassen. Auch entstanden allmählich immer intensivere Kontakte zu meinen Mitschülerinnen und Mitschülern, die mich zunehmend als gleichwertiges Mitglied der Klasse akzeptierten. Im Jahr 2002 erreichte ich an dieser Schule als Klassenbeste die Mittlere Reife und wagte den Versuch, mein Abitur zu absolvieren.

P•L: Was veränderte sich durch den Wechsel auf das Gymnasium für Sie?

Mit dem Umweg über die Realschule wechselte ich in die elfte Klasse des integrativen Gymnasiums in Bendorf. Diese Schule hat ein engagiertes Team von Förderlehrkräften und Physiotherapeuten, die sich um die individuellen Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler mit Behinderung kümmern. Bereits in der ersten Zeit lernte ich einige kompetente und einflussreiche Lehrkräfte kennen, die mir die aktive Teilnahme am Unterricht ermöglichten.

Nach dem ersten halben Jahr stellte sich jedoch heraus, dass ich zum erfolgreichen Bestehen des Abiturs einen behinderungsbedingten Nachteilsausgleich benötigte. Das Sprechen und Schreiben mittels des Sprachcomputers war erheblich zeitaufwendiger als für meine Klassenkameraden ohne Behinderung. In Zusammenarbeit mit der Schule und dem Bildungsministerium fanden wir jedoch eine individuelle Lösung für mich: Ich durfte mein Abitur in sechs statt in drei Jahren bestreiten. In den ersten drei Jahren belegte ich nur die Hälfte meiner Kurse und wurde 2005 auch lediglich in diesen Fächern geprüft. Anschließend besuchte ich nochmals die elfte Klasse und durchlief die restlichen Fächer. Im Jahr 2008 schloss ich mein vollständiges Abitur mit der mündlichen Prüfung ab. Dies verdeutlicht, dass eine individuelle Anpassung des Schulsystems dazu beiträgt, dass mehr Menschen Bildung erhalten können.

P•L: Zurückblickend auf Realschule und Gymnasium, könnten Sie aus Ihrer Erfahrung so genannte Gelingensbedingungen für eine erfolgreiche integrative Beschulung herausfiltern?

Nach all meinen bisherigen Erfahrungen zum Thema Integration ist es von zentraler Bedeutung, offene Menschen zu finden, die bereit sind, sich auf etwas Neues einzulassen. Sobald sich Lehrerinnen und Lehrer auf meine besonderen Bedürfnisse einstellen wollten und die Herausforderung annahmen, gelang meine Integration innerhalb des Unterrichts. Eine erfolgreiche Integration von Kindern mit Behinderung hängt meiner Meinung nach mit der Einstellung von Lehrkräften zusammen. Diese sollten bereits in ihrer Ausbildung auf das Unterrichten in heterogenen Gruppen vorbereitet werden, damit sie Integration nicht länger als zusätzliche Belastung sehen, sondern als Chance für das Lernen in der Gruppe wahrnehmen.

P•L: Wenn Sie noch einmal bei der Grundschule anfangen müssten, würden Sie heute einen anderen Weg einschlagen?

Heute denke ich, dass es für mich wohl der richtige Weg war, meine Grundschulzeit an einer Förderschule zu absolvieren. Zum damaligen Zeitpunkt war Integration einfach noch so unbekannt, dass ich an einer regulären Grundschule keine individuelle Förderung bekommen und nicht diejenigen Fähigkeiten erlernt hätte, die für meinen späteren Besuch der Regelschule notwendig waren.

Ich wünsche mir jedoch, dass Förderschulen überflüssig werden. An regulären Schulen sollten genügend zeitliche und personelle Ressourcen zur Verfügung stehen, um jedem Kind individuelle Lernerfahrungen zu ermöglichen. Nur wenn Heterogenität in unserem Bildungssystem von Beginn an gelebt wird, kann die Tatsache, dass jeder Mensch Stärken und Schwächen hat, als gesellschaftlich wertvoll betrachtet werden.

P•L: Nach dem Abitur entschieden Sie sich für ein Studium. Nach welchen Faktoren wählten Sie Studienfach und Universität aus?

Bereits vor Beginn meines Studiums stand für mich fest, dass ich mich beruflich dem Bereich Unterstützte Kommunikation (UK) widmen möchte. Zunächst beschloss ich Erziehungswissenschaft auf Bachelor zu studieren, um anschließend den Master in Rehabilitationswissenschaft absolvieren zu können. Die Eröffnung des Forschungs- und Beratungszentrums für Unterstützte Kommunikation (fbzuk) an der Universität zu Köln im Jahr 2008 beeinflusste meine Wahl des Studienorts.

Nun galt es, eine behindertengerechte Wohnung in Köln zu finden und meine 24-Stunden-Assistenz zu organisieren. Über das Persönliche Budget stelle ich derzeit meine Assistentinnen und Assistenten selbst ein, plane ihre Dienste und erstelle ihre Lohnabrechnungen. Die Rolle der Arbeitgeberin ist neben dem Studium häufig eine echte Herausforderung. Jedoch könnte ich ohne Assistenz kein selbstbestimmtes Leben führen und auch nicht studieren. Deshalb möchte ich die Freiheiten, die ich durch meine Assistentinnen und Assistenten habe, nicht mehr missen.

Im August 2008 zog ich nach Köln und begann zum Wintersemester mit meinem Studium. Bei der Planung meines Stundenplans muss ich darauf achten, dass die Räume zugänglich für einen Rollstuhl sind. Das ist an der Universität leider noch nicht selbstverständlich. Die Leistungserbringung im Studium ist jedoch mit wesentlich weniger Bürokratie verbunden als zu Schulzeiten. Ich spreche mit jeder Dozentin und jedem Dozenten ab, welche Leistung ich erbringen kann. Beispielsweise ist es häufig möglich, statt einer Klausur eine Hausarbeit zu schreiben. Aufgrund dieser Nachteilsausgleiche kann ich mein Studium gut bewältigen.

P•L: Wie wird Ihr weiterer Weg aussehen, welchen Beruf werden Sie ergreifen?

Ich möchte meine eigenen Erfahrungen mit UK mit meinem im Studium gewonnenen Fachwissen kombinieren und bin davon überzeugt, dass von diesem Wissen andere Menschen ohne Lautsprache profitieren können. Aktuell arbeite ich bereits im fbzuk mit und berate dort Personen ohne Lautsprache und ihre Bezugspersonen. Im Rahmen meiner Bachelor-Arbeit begleite ich eine inklusiv beschulte UK-Schülerin und unterstütze ihre Lehrkräfte bei ihrer Kommunikationsförderung. All diese Tätigkeiten könnte ich mir auch später beruflich gut vorstellen. Jedoch reizt mich auch die Forschung auf dem Gebiet der UK. Ich spiele durchaus mit dem Gedanken, an der Universität zu bleiben und forschend UK voran zu treiben. Auf jeden Fall möchte ich mich weiterhin für Personen ohne Lautsprache einsetzen und so zur Umsetzung des Rechtes auf Kommunikation für jeden Menschen beitragen, welches von der UN-Behindertenrechtskonvention gefordert wird.

Das Interview wurde per E-Mail zwischen Kathrin Lemler und Claudia Nittl, Chefredakteurin P•L, geführt.

Kathrin Lemler, Studentin an der Universität zu Köln

Kontakt: kathrinlemler@gmx.de, <http://kathrinlemler.de>

Weiterführende Literatur:

Lemler, K.: Ich spreche mit den Augen. In: Jenessen, Lelgemann, Ortland, Schlüter (Hrsg.): Leben mit Körperbehinderung; Stuttgart: Verlag Kohlhammer 2010, S. 169-174.

Lemler, K. und Gemmel, S.: Kathrin spricht mit den Augen. Wie ein behindertes Kind lebt. Neureichenau: edition zweihorn, 2005.